

# Luhmann in Lecce

## Eine Erinnerung – erster Teil

1998. Kurz nach dem Tod von Niklas Luhmann schrieb ihm Heinz von Foerster einen Brief: *Mein lieber Niklas, was ist Dir denn eingefallen, uns in einer so wichtigen und entscheidenden Zeit uns selber zu überlassen?* Nach dem November jenes Jahres schrieb auch ich ihm, ich tat es nicht nur einmal, sondern mehrmals: ganz kurze Briefe, einfache Fragen, die die gleiche Überraschung wie Heinz von Foerster verdichteten: *und was nun?* Oder, ganz einfach – auf einem der Feldwege, auf denen wir an langen Sommernachmittagen zu gehen pflegten und die ich jetzt mit unsicherem Schritt überquerte – in jenen Momenten, in denen man mit sich selbst spricht und sich dem anderen zuwendet, passierte es mir, dass ich noch ausstehende Gespräche wieder aufnahm: *Du hast mir gesagt* – so sagte ich ihm – *alles beginnt mit dem Schon-begonnen-haben: kannst du mir sagen, wo dieses ›Hier und Jetzt‹ begann? Erinnerst Du Dich?* – sagte ich zu ihm – *die ›Gegenwart als Geschichte‹, ein alter Gedanke: Wo lese ich heute die Geschichte dieser Gegenwart?* Oder noch einmal: *Future cannot begin, Zukunft kann nicht beginnen;* ich erinnere mich sehr gut, dass Du mir auch die Geschichte dieser Idee erzählt hast: sie entstand, als Du in Amerika warst, aus der Frage eines Kindes, das Dich bat, ihm etwas zu geben; Du hattest ihm gesagt, Du würdest es ihm geben, *nachdem Ihr angekommen sein werdet;* und es fragte Dich: *wann ist ›nachdem wir angekommen sein werden‹?* Das Kind wollte einfach nur wissen, wann die Zukunft beginnt. Daher ist die Antwort in *Future cannot begin* zu suchen. In den kommenden Monaten – sagte ich ihm – sollte ich in Rio de Janeiro einen Kurs zum Thema *Zukunft* halten. Kannst Du Dir das mal vorstellen? *Zukunft.* Erinnerst Du Dich an die Konferenz in Lecce, im Hotel President: *Die Beschreibung der Zukunft?* Das war 1991. Du sagtest, sie sei wie eine Morgengabe für das *Centro di Studi sul Rischio*, unser *Zentrum für Risikostudien.* Aber auch als wir zusammen waren, war es meine Gewohnheit, ihm solche Fragen zu stellen. Ich erwartete seine Antwort. Und bevor er antwortete, versuchte ich

in seinen Augen zu erraten, ob es Ironie sein würde oder sein typisch kindlicher Ernst oder einer seiner lapidaren Ausdrücke: nur zwei Worte, die man in den nächsten Jahren tausendmal wiederholen würde.

*Oerlinghausen.* Ende der achtziger Jahre. Tagelang hatten wir über *Risiko* diskutiert. Wir hatten Kritik an der rationalen *Risikobehandlung* geübt, dann Kritik an der Optimierung von Entscheidungen, dann Kritik an der Behandlung des Risikos auf mathematischer, statistischer, versicherungsmathematischer Basis. Dies waren alles unplausible Aussichten auf mögliche Risikobehandlung. Sie waren alle in sich widersprüchlich. Wir waren uns in allem einig. Ich schaute ihn mit besorgter Unsicherheit an und fragte ihn: *Niklas, entschuldige bitte, aber was sagen wir denn zur Risikobehandlung? Die größte Ratlosigkeit*, antwortete er mir, wobei er das schüchterne Lächeln eines unbezähmbaren Kindes zeichnete. Die Antwort war ernst gemeint, denn gerade an der Realität dieser Ratlosigkeit würde sich zeigen, wie die Rationalität des Umgangs mit dem Risiko aufgebaut werden könnte. Manchmal hatte ich das Gefühl, als hätte die Vergangenheit vergessen, dass sie vergangen war, und vor einem leeren Blatt oder vor Beginn eines Vortrags, als ich versuchte, die Reihenfolge der Argumente zu ordnen, fragte ich ihn: *Kannst Du mir sagen, wie ich in der Gleichzeitigkeit des Geschehens die Unmittelbarkeit bezeichnen kann? Keine Antwort. Also sagte ich, lass uns zu der Frage übergehen, wie ist soziale Ordnung möglich?*

An diesem Punkt erinnere ich mich an eine Episode, die sich einmal ereignete, als wir in der *Costiera Amalfitana* zusammen waren. Amalfi 1986, glaube ich. Wir befanden uns an der Küste, fast auf dem höchsten Punkt der Küste: hinter uns startete regungslos und streng der ockerfarbene Stein des *Hotel dei Cappuccini*, vor uns eine müde, aber immer noch starke Sonne, die sich beeilte, auf ein schlafendes Meer hinabzusteigen. Auf einer der Terrassen, die zum Meer hinabfallen, spielten drei oder vier Jungen Fußball. Plötzlich tauchten drei oder vier andere Jungen auf, traten ihren Ball und begannen, mit denen zu spielen, die schon da waren. Jetzt waren es sieben oder acht Jungen, die zusammen auf demselben Rasen spielten, aber sie spielten mit zwei Bällen gleichzeitig. Ich beobachtete sie mit Erstaunen und Interesse. Plötzlich kamen andere, mit einem anderen Ball. Sie warfen den Ball wahllos in die Gruppe und begannen, mit allen anderen zu spielen. Es waren drei Bälle, die Jungen müssen zehn oder

zwölf gewesen sein, sie spielten alle zusammen, rannten, schrien, ihre Stimmen und Beine jagten sich gegenseitig wie Bälle. *Siehst Du, sagte er. Die traditionelle Soziologie beschreibt soziales Handeln als ein Fußballspiel, als ein Spiel, das auf der Grundlage von Regeln, Sanktionen, Entscheidungen eines Schiedsrichters und einer Reihe von Linienrichtern gespielt wird. Dies schließt jede Möglichkeit aus, etwas von dem zu verstehen, was tatsächlich geschieht. Soziales Handeln hingegen findet genauso statt, wie es jetzt bei diesen Jungen geschieht: Einer bekommt den Ball zufällig oder weil ein anderer ihn als Freund erfunden hat oder eben weil ihn jemand überraschen will, indem er ihn als Gegner behandelt; an diesem Punkt muss er sich ebenfalls als Freund oder als Gegner erfinden, und dann muss er sich als Träger der Handlung erfinden und handeln, er muss treten, ohne zu wissen, ob der andere, der den Ball fängt, sich als Freund oder als Gegner oder als jemand, der den Ball zufällig bekommen hat, betrachten wird. Gesellschaftliche Kommunikation ist aus sich selbst heraus konstruiert, sie setzt sich aus sich selbst heraus fort, und der Beobachter wird die Unterscheidungen erfinden, die es ihm ermöglichen, ein Ereignis als Handlung zu bezeichnen, d. h. zu isolieren und alles, was folgt, zu konstruieren. Kommunikation findet ohne Unterbrechung statt, die Handlung ist ein von außen konstruiertes Artefakt, das jemandem als Subjekt zugeschrieben wird.*

Aber jetzt waren wir nicht mehr in Amalfi und auch nicht in Oerlinghausen.

Die Vergangenheit hatte sich daran erinnert, dass sie vergangen war. Ihre Orte sind jetzt wie der Horizont: Je näher man sie mit der Erinnerung an die Gegenwart heranholt, desto weiter rücken sie zurück und werden in ihrer eigenen Zeit eingeschlossen. Und so – statt ihm zu schreiben, statt mit ihm zu sprechen, schweigend, unfähig, meinen Blick auf ihn zu richten – schaue ich auf den Horizont, und dort, am Horizont, ist es möglich, seinem Blick zu begegnen: Ich sehe, wie er ironisch über mein Unbehagen lächelt. Diese Ironie, die von einem kaum gezeichneten Lächeln erhellt wurde: Ich war daran gewöhnt. Ich fühlte mich wie zu Hause, so wie man sich zwischen alten Möbeln fühlt, wenn man gleichzeitig Wärme und Beklemmung verspürt. Diese Ironie und dieses Lächeln dämpften meine Unruhe. Jetzt spüre ich, dass meine Unruhe der Preis für die Einsamkeit ist, der derjenige ausgeliefert ist, der beginnen muss: jedes Mal ein neuer Anfang. Diese Ironie ist jetzt eine Art Brise, die das Nichtwissen eines jeden Anfangs streichelt.

Beginnen heißt, einen Anfang unter Bedingungen zu finden, die ich noch nie erlebt habe: jetzt wird dieser Anfang durch das Nichtwissen dessen aufgehalten, der beobachten muss und weiß, dass er beobachtet wird. Er selbst hatte mir tausendmal gesagt, dass das Beobachten sich selbst dem Beobachtetwerden aussetzt. Und jetzt, unter den Beobachtern, gibt es ihn, mit seinem ewigen ironischen Lächeln. Ich spüre in seiner Abwesenheit jene kindliche Unruhe dessen, der etwas beobachtet, ein Ereignis, einen Zusammenhang von Ereignissen, und meint, sagen zu können, was er sieht: Er ist sicher, etwas bezeichnen zu können im Gegensatz zu etwas anderem, aber er schreckt sofort zurück, zögert, weil er gelernt hat, dass er als Beobachter nicht sieht, was er nicht sieht. Also hält er inne und möchte neu beginnen. Er möchte wieder vorsichtiger beginnen, er möchte anfangen zu wissen, was er über sein Sehen weiß.

Aber an dieser Stelle kommt mir sofort wieder der Brief in den Sinn, den Heinz von Foerster geschrieben hat und den wir oben zitiert haben: Von Luhmann haben wir viel mehr gelernt – so schreibt Heinz von Foerster – von ihm haben wir gelernt, *dass der Beobachter nicht sieht, dass er nicht sieht, was er nicht sieht*. Das ist der zentrale Punkt von Luhmanns Denken: Darin liegt die unwiederholbare Größe seiner Weltkonstruktion. Und so: Luhmann hat uns beschrieben, wie das Auge des Beobachters sieht, und hat uns seine Welt hinterlassen: aber diese Welt hat er konstruiert, indem er das Paradoxon seiner Beobachtung aufbrach und auflöste – diese Welt ist allein seine; diese Welt konnte nur von ihm gesehen werden. Wir müssen immer wieder neu beginnen. Wir stehen immer am Anfang. Wenn ich darüber nachdenke, fühle ich mich wie Brechts Theater, als es mit Dürrenmatts Augen betrachtet wurde. Brecht, sagte Dürrenmatt, sagt, was er weiß; ich weiß, was ich sage.

Ich habe den Eindruck, dass wir, wie Brecht, sagen, was wir wissen. Er wusste, was er sagte. Aber das ist ein anderes Thema: eine weitere Frage, mit der wir uns später beschäftigen müssen: die Frage des *Wissens des Nichtwissens*.

Luhmann nahe zu sein, zu beobachten, wie er die Welt, von der er selbst ein Teil war, konstruierte, bedeutete, sich ständig überraschen zu lassen, zu staunen, sich anstecken zu lassen. Seine Sicht auf die Welt war wie ein Virus: Wenn es Dich infiziert, hält es Dich für immer gefangen. Ein Virus, das Dich mit der kindlichen Leichtigkeit eines Kindes infiziert, das sich selbst überrascht, während es die Welt ent-